

SHOE

DOG

PHIL

KNIGHT



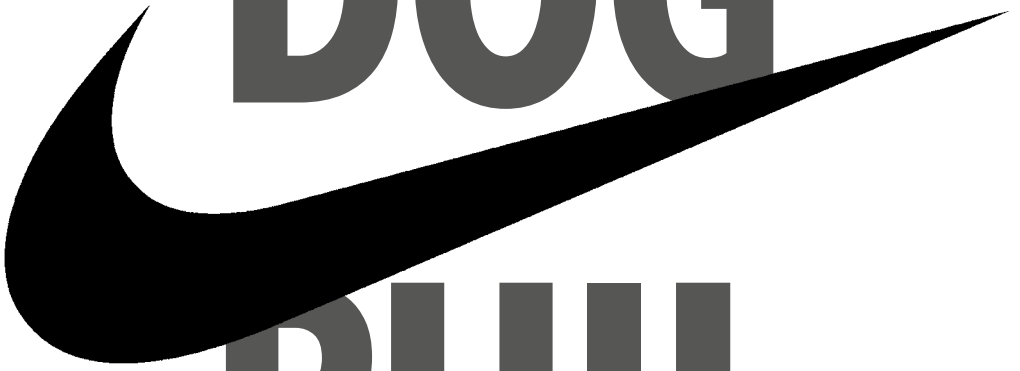
FBV

Die offizielle Biografie
des NIKE-Gründers

**SHOE
DOG
PHIL
KNIGHT**

SHOE

DOG



PHIL

KNIGHT

FBV

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie.
Detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Für Fragen und Anregungen:

info@finanzbuchverlag.de

10. Auflage 2023

© 2016 by FinanzBuch Verlag,
ein Imprint der Münchner Verlagsgruppe GmbH
Türkenstraße 89
80799 München
Tel.: 089 651285-0
Fax: 089 652096

Copyright © 2016 by Phil Knight

Die Originalausgabe erschien 2016 bei SCRIBNER New York, London, Toronto, Sydney, New Delhi, einem Imprint von Simon & Schuster, Inc. unter dem Titel »Shoe Dog«. Manche Namen wurden geändert.

Alle Rechte, insbesondere das Recht der Vervielfältigung und Verbreitung sowie der Übersetzung, vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (durch Fotokopie, Mikrofilm oder ein anderes Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme gespeichert, verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Übersetzung: Lizzie & Thomas Gilbert

Redaktion: Werner Wahls, Judith Engst

Korrektur: Sonja Rose

Umschlaggestaltung: Simon & Schuster, Inc./Isabella Dorsch, München;

»Swoosh« mit freundlicher Genehmigung von NIKE

Satz: inpunkt[w]o, Haiger

Druck: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN Print 978-3-89879-992-8

ISBN E-Book (PDF) 978-3-86248-927-5

ISBN E-Book (EPUB, Mobi) 978-3-86248-928-2

Weitere Informationen zum Verlag finden Sie unter

www.finanzbuchverlag.de

Beachten Sie auch unsere weiteren Verlage unter www.m-vg.de

INHALT

Morgendämmerung	10
TEIL EINS	17
1962	18
1963	52
1964	57
1965	92
1966	110
1967	126
1968	142
1969	163
1970	184
1971	198
1972	233
1973	254
1974	275
1975	297
TEIL ZWEI	317
1975	318
1976	322
1977	350
1978	370
1979	384
1980	394
Nacht.....	414
Danksagung	441
Über den Autor	445

*For my grandchildren,
so they will know*

In the beginner's mind there are many possibilities, but
in the expert's mind there are few.

—Sunryu Suzuki, *Zen Mind, Beginner's Mind*

Shoe Dog von Phil Knight ist das beste Buch, das ich im letzten Jahr gelesen habe. Phil ist nicht nur ein äußerst kluger, intelligenter und kompetitiver Kerl, sondern auch ein begnadeter Geschichtenerzähler.

—Warren Buffett

Ich kenne Phil Knight, seit ich ein kleiner Junge war, aber ich habe ihn erst wirklich kennengelernt, als ich dieses wunderschöne, erstaunliche, intime Buch öffnete. Und das Gleiche gilt für NIKE. Ich habe die Bekleidung des Unternehmens getragen, voller Stolz, aber ich war der erstaunlichen Geschichte von Innovation und Überleben und Triumph nicht bewusst, die hinter jedem einzelnen Swoosh steckt. Diese Memoiren sind offenherzig, lustig, spannend und poetisch – es sind Memoiren für Menschen, die Sport lieben, aber es sind vor allem Memoiren für Menschen, die Memoiren lieben. Eine großartige Saga über Innovation, Überleben und Triumph.

—Andre Agassi, New York Times-Bestseller-Autor von *Open*

Eine anrührende und höchst unterhaltsame, abenteuerliche Odyssee, die uns viel lehren kann über Innovation und Kreativität. Phil Knight nimmt uns mit zurück in die Anfangstage des Swoosh, er erinnert daran, wie er skeptische Banken anbetteln musste, ihm Kredite zu gewähren, wie er eine Mannschaft exzentrischer aber brillanter Kumpane um sich scharte, wie sie alle zusammenarbeiteten, um etwas aufzubauen, das einzigartig ist und einen Paradigmenwechsel anstieß. Eine Inspiration für jeden, der einen unkonventionellen Traum verfolgt.

—Michael Spence, Nobelpreisträger für Wirtschaftswissenschaft

Eine großartige Lektüre. Die Tiefpunkte, Tragödien, der Wille und Glaube etwas noch nie Dagewesenes zu erschaffen. Meinen tiefempfundenen Respekt!

—Tiger Woods

Shoe Dog ist eine großartige amerikanische Geschichte über Glück, Charakterstärke, Knowhow und die magische Alchemie jener Handvoll exzentrischer Figuren, die zusammenkamen, um NIKE zu begründen. Dass all dies funktioniert hat, ist ein Wunder, denn von diesem Buch habe ich gelernt, dass wir zwar eine Nation sind, die die freie Wirtschaft predigt, aber wir sind auch eine Nation, die selbige im Keim erstickt. Dieses Buch gibt uns Phil Knight, authentisch und ungeschönt. Die Lektionen zum Thema Unternehmertum und die Hindernisse, mit denen man sich konfrontiert sieht, wenn man etwas Neues erschaffen möchte, sind unbezahlbar. Ich habe das Buch mit so vielen Eselsohren versehen, dass ich die Seiten kaum zählen kann.

—Abraham Verghese, Autor von *Cutting for Stone*

Shoe Dog ist eine außerordentliche Heldenreise, eine epische Geschichte über Glauben, außergewöhnliche Willenskraft, große Leistungen, über Versagen und Triumph, mühevoll erlangte Weisheit und über die Liebe. Es ist das reinste Wunder, dass NIKE existiert. Als ich den letzten Satz las, war ich ehrfürchtig, inspiriert und dankbar für die Leseerfahrung.

—Lisa Genova, New York Times Bestseller-Autorin
von *Still Alice* und *Inside the O'Briens*

MORGENDÄMMERUNG

Ich war schon vor den anderen auf, vor den Vögeln, vor der Sonne. Ich trank einen Kaffee, schlang ein Stück Toast herunter, zog meine Shorts und mein Sweatshirt an, und schnürte mir meine grünen Laufschuhe. Dann schlüpfte ich leise durch die Hintertür.

Ich dehnte meine Beine, meine Oberschenkel, meinen Rücken, und ich stöhnte, als ich widerwillig die ersten Schritte machte, auf der kalten Straße in den Nebel hinein. Warum ist es immer so schwer, in die Gänge zu kommen?

Es fahren keine Autos, kein Mensch war zu sehen, auch sonst gab es kein Lebenszeichen. Ich war ganz allein, hatte die Welt ganz für mich – obwohl die Bäume mich kurioserweise wahrzunehmen schienen. Gewiss, dies hier war Oregon. Die Bäume schienen hier immer alles zu wissen. Die Bäume hielten einem immer den Rücken frei.

Aus welchem wunderschönen Ort ich doch stammte, dachte ich bei mir, als ich mich umschaute. Ruhig, grün, beschaulich – ich war stolz darauf, dass Oregon meine Heimat war, stolz auch auf das kleine Portland als meine Geburtsstadt. Aber etwas bekümmerte mich: Oregon mochte schön sein, aber nicht wenigen Menschen schien dies ein Ort, an dem nie etwas Außergewöhnliches passiert war, geschweige denn passieren würde. Wenn wir Menschen aus Oregon für irgendetwas berühmt waren, dann für einen uralten Trail, auf dem die ersten Siedler hierher gefunden hatten. Seitdem war Ruhe eingekehrt.

Der beste Lehrer, den ich je hatte, einer der prächtigsten Menschen, dem ich jemals begegnet war, sprach oft von diesem Trail.

»Das ist unser Geburtsrecht«, brummte er, »unser Charakter, unser Schicksal – unsere DNA. Wer sich nicht traute, brach erst gar nicht auf. Die Schwachen starben unterwegs – und wir blieben übrig.«

Wir. Irgendeine seltene Form von Pioniergeist war auf diesem Trail entstanden, glaubte mein Lehrer, ein übergroßes Gespür für all das, was möglich war, gepaart mit einer gewissen Unfähigkeit, Pessimismus zu entwickeln – es sei unsere Aufgabe als Einheimische, diesen Geist aufrechtzuhalten.

Ich nickte, zollte ihm so meine Hochachtung, denn ich liebte diesen Kerl. Aber als ich fortging, dachte ich bei mir: Gott, das ist doch nur ein Feldweg.

An jenem nebligen Morgen, einem folgenschweren Morgen im Jahr 1962, hatte ich gerade meinen eigenen Trail freigeschlagen – zurück nach Hause, nach sieben langen Jahren der Abwesenheit. Es war komisch, wieder zu Hause zu sein, komisch, wieder dem täglichen Regen ausgesetzt zu sein. Noch merkwürdiger war es, wieder bei den Eltern und mit den Zwillingsschwestern zu leben und wieder in dem Bett meiner Kindheit zu schlafen. Spät nachts lag ich wach auf dem Rücken, starrte auf meine College-Lehrbücher, auf die Highschool-Trophäen und blauen Siegerschleifen. Bin ich das? *Immer noch?*

Ich lief jetzt schneller die Straße runter. Mein Atem formte rundliche, frostige Wölkchen, die sich im Nebel verflüchtigten. Ich genoss dieses erste körperliche Erwachen, diesen wunderbaren Moment, in dem der Verstand noch nicht ganz klar ist, wenn die Muskeln und Sehnen langsam locker werden und der Körper geschmeidig wird. Alles kam in Fluss.

Schneller, sagte ich mir. Schneller.

Theoretisch, so überlegte ich mir, bin ich ein Erwachsener. Mit einem Abschluss an einem guten College – der Universität von Oregon. Mit einem Master in Wirtschaftswissenschaften an einer der besten Hochschulen – Stanford. Mit einem Jahr in der US-Armee hinter mir – Fort Lewis und Fort Eustis. In meinem Lebenslauf hieß es, ich sei ein gut ausgebildeter, versierter Soldat, ein 24-jähriger

gestandener Mann ... Warum in aller Welt fühlte ich mich noch immer wie ein Kind?

Schlimmer noch: als wäre ich immer noch derselbe scheue, blasse, spindeldürre Junge von damals.

Vielleicht, weil ich noch immer nichts Besonderes im Leben erlebt hatte – nichts Aufregendes, nichts Verführerisches. Ich hatte noch keine Zigarette geraucht, keine Drogen ausprobiert. Ich hatte keine Regel gebrochen, geschweige denn ein Gesetz. Die 1960er waren im vollen Gang, das Zeitalter der Rebellion. Und ich war die einzige Person in Amerika, die noch immer nicht rebellierte hatte. Ich konnte mich nicht erinnern, jemals aus der Reihe getanzt zu sein oder etwas Unerwartetes gemacht zu haben.

Ich war noch nicht einmal mit einem Mädchen zusammen gewesen.

Warum mir nur in den Sinn kam, was ich alles nicht war, lag auf der Hand. Damit kannte ich mich nun mal aus. Dagegen fand ich es schwierig zu sagen, wer oder was ich genau war oder sein wollte. Wie alle meine Freunde wollte ich erfolgreich sein. Aber im Gegensatz zu meinen Freunden wusste ich nicht so recht, was das bedeuten sollte. Geld? Vielleicht. Eine Frau? Kinder? Ein Haus? Sicherlich, wenn ich Glück hatte. Das waren Ziele, so hatte man mich gelehrt, die man anstreben sollte, und instinktiv strebte ein Teil von mir danach. Aber tief in mir suchte ich nach etwas anderem, nach etwas Bedeutenderem. Ich hatte dieses schmerzhaftes Gefühl, dass unsere Zeit hienieden nur von kurzer Dauer ist, viel kürzer, als man annahm, so kurz wie ein Dauerlauf am Morgen, und ich wollte, dass meine Zeit sinnvoll wäre. Zielbewusst. Kreativ. Bedeutsam. Und vor allem ... anders.

Ich wollte auf dieser Welt Spuren hinterlassen.

Ich wollte gewinnen.

Nein, das ist nicht ganz richtig. Ich wollte einfach nicht verlieren.

Und dann passierte es. Während mein junges Herz pochte, sich meine Lungen öffneten wie die Flügel eines Vogels und die Bäume sich in ein grünes Meer verwandelten, sah ich genau vor mir, was ich in meinem Leben machen wollte. Spielen.

Ja, dachte ich, das ist es. Das ist genau das richtige Wort. Der Schlüssel zum Glück. Ich hatte immer vermutet, dass die Essenz von Schönheit oder Wahrheit respektive alles, was wir von beidem wissen müssen, irgendwo in dem Moment verborgen ist, in dem der Ball mitten in der Luft schwebt, in dem beide Boxer das Ende der Runde spüren oder in dem sich die Läufer der Ziellinie nähern und alle Zuschauer sich erheben. Es gibt diese Art von Klarheit, wenn im Bruchteil einer Sekunde über Sieg oder Niederlage entschieden wird. Das – was auch immer das war – wollte ich zu meinem Lebensinhalt machen, Tag für Tag.

Es hatte Zeiten gegeben, da hatte ich mir vorgestellt, ein bedeutender Schriftsteller, Journalist oder Politiker zu werden. Aber der größte Traum war immer geblieben, ein großer Sportler zu werden. Leider hatte mich das Schicksal zwar gut werden lassen, aber eben nicht gut genug. Mit 24 Jahren hatte ich mich damit abgefunden. Ich war an der Universität von Oregon Langstrecke gelaufen und hatte mich gut geschlagen, immerhin war ich in drei von vier Jahren im Auswahlteam. Aber das war es dann auch. Während ich nun alle sechs Minuten eine Meile abhakte und die Sonnenstrahlen durch die Kiefern brachen, fragte ich mich: Gibt es nicht einen Weg, sich so zu fühlen wie ein Spitzensportler, ohne einer zu sein? Die ganze Zeit zu spielen statt zu arbeiten? Sozusagen das Arbeiten so zu genießen, dass es im Grunde dasselbe wäre?

Die Welt litt unter Krieg, Schmerz und Armut, die tägliche Plackerei war strapaziös und nicht selten ungerecht, vielleicht war die einzige mögliche Antwort darauf, so dachte ich, einen großen Traum zu finden, der all das wert ist, der Spaß macht, der richtig gut zu mir passt, den ich mit der bedingungslosen Hingabe eines Sportlers verfolgen konnte. Wie man es dreht und wendet: Das Leben ist ein Spiel. Wer das nicht einsieht, wer einfach nicht an dem Spiel teilnehmen will, wird an den Rand gedrängt. Das wollte ich auf keinen Fall. Ich wollte auf keinen Fall am Rand stehen müssen.

Womit wir, wie immer, bei meiner »Verrückten Idee« angelangt waren. Vielleicht, dachte ich, vielleicht sollte ich meine Verrückte

Idee doch noch einmal in Betracht ziehen. Vielleicht würde meine Verrückte Idee ja ... funktionieren?

Vielleicht.

Nein, nein, dachte ich, und rannte immer schneller und schneller, als ob ich jemanden verfolgen *und* gleichzeitig verfolgt würde. Es *wird* funktionieren. Bei Gott, dafür werde ich schon sorgen. Ohne Wenn und Aber.

Plötzlich musste ich lächeln. Beinahe laut auflachen. Schweißgebadet wie ich war, lief ich doch leichtfüßig und mühelos wie immer und sah meine Verrückte Idee förmlich vor mir, wie sie leuchtete, mich lockte und gar nicht mehr so verrückt schien. Sie schien noch nicht einmal mehr eine Idee zu sein, sondern sah eher nach einem Ort aus, nach einer Person, nach etwas Lebendigem, das schon vor mir existiert hatte, unabhängig von mir, aber zugleich Teil war meiner selbst. Das mag ein wenig abgedreht klingen, ein wenig *verrückt*. Aber genau so empfand ich es damals.

Oder vielleicht auch nicht. Vielleicht macht meine Erinnerung dieses Aha-Erlebnis größer als es war oder verdichtet verschiedene solcher Momente zu einem. Vielleicht war dieser Moment auch nur ein Runner's High. Ich weiß es nicht und kann es nicht mehr sagen. Vieles aus jenen Tagen und Monaten, aus denen langsam Jahre wurden, ist ebenso verschwunden wie die frostigen Atemwölkchen. Gesichter, Zahlen und Entscheidungen, von denen man meinte, sie auf ewig und unabänderlich parat zu haben, sind ebenfalls fort.

Was übrig bleibt, ist dieses tröstliche Stück Gewissheit, diese tief verwurzelte Wahrheit, die nie verschwindet. Mit 24 *hatte* ich diese Verrückte Idee, und unabhängig von Selbstzweifeln, der Existenz- und Zukunftsangst, die jede Frau und jeden Mann in seinen Mittzwanzigern beschleicht, beschloss ich, dass die Welt aus verrückten Ideen besteht. Die Geschichte ist eine endlose Folge von verrückten Ideen. Die Dinge, die ich am meisten liebte – Bücher, Sport, freie Marktwirtschaft –, begannen als verrückte Ideen.

Allerdings gibt es wenige Ideen, die so verrückt sind wie meine Lieblingsbeschäftigung: das Laufen. Es ist hart. Es ist schmerzhaft.

Es ist riskant. Der Lohn ist gering und noch nicht einmal garantiert. Wenn du Bahnen läufst oder nur die Straße runter, hast du kein richtiges Ziel. Zumindest keines, das den Aufwand wirklich rechtfertigt. Das Laufen als solches wird zum Ziel. Es gibt nicht nur keine richtige Ziellinie, sondern du selbst legst sie fest. Welchen Genuss oder Gewinn du auch immer aus dem Laufen ziehst, musst du für dich selbst herausfinden. Es hängt davon ab, wie du es selbst gestaltest, wie du es dir am besten verkaufst.

Jeder Läufer weiß das. Du läufst und läufst, Meile um Meile, und du weißt nie wirklich warum. Du sagst dir selbst, du läufst auf ein Ziel zu, jagst dem Kick hinterher, aber in Wirklichkeit läufst du, weil die Alternative, das Stehenbleiben, dir Angst bereitet.

An jenem Morgen im Jahre 1962 sagte ich mir also: Sollen doch alle anderen die Idee für verrückt halten ... ich mache einfach weiter. Ich höre nicht auf. Ich denke noch nicht einmal daran aufzuhören, bis ich ankomme, und verschwende keinen Gedanken darauf, wo das Ziel ist. Was immer kommen mag, ich höre nicht auf.

Das war der frühreife, vorausahnende und dringende Ratschlag, den ich mir aus heiterem Himmel gegeben habe und den ich irgendwie anzunehmen verstand. Ein halbes Jahrhundert später glaubte ich, dass es der beste Ratschlag ist – vielleicht der einzige Ratschlag –, den man überhaupt jemals geben sollte.

TEIL EINS

Now, *here*, you see, it takes all the running *you* can do, to keep in the same place. If you want to get somewhere else, you must run at least twice as fast as that.

—Lewis Carroll, *Through the Looking-Glass*

1962

Als ich endlich den Mut fand, meinen Vater auf meine Idee anzusprechen, stellte ich sicher, dass es früher Abend war. Das war bei meinem Dad immer die beste Zeit. Da saß er meist entspannt, gesättigt und zufrieden auf seinem Kunstledersessel in der Fernsehecke. Ich kann noch heute, wenn ich die Augen schließe, das Publikum lachen hören und die blechernen Titelsongs seiner Lieblingsserien *Wagon Train* und *Tausend Meilen Staub*.

Seine liebste Show war die von Red Buttons. Jede Folge begann mit dem singenden Red: *Ho ho, hee hee ... strange things are happening.*

Ich stellte einen Stuhl neben seinen Sessel, lächelte matt und wartete die nächste Werbeunterbrechung ab. In meinem Kopf hatte ich die Partie immer wieder durchgespielt, besonders den ersten Zug. *Also, Dad, erinnerst du dich an die Verrückte Idee, die ich in Stanford hatte ...?*

Es war einer meiner letzten Kurse, ein Seminar über Unternehmertum. Ich hatte für ein Referat Nachforschungen über Schuhe angestellt und das Referat hatte sich von einer Allerweltsaufgabe zu einer wahren Obsession ausgewachsen. Als Läufer wusste ich einiges über Laufschuhe. Von meinem Interesse für die Wirtschaft wusste ich, dass es japanischen Kameraherstellern gelungen war, große Teile eines Markts zu erobern, der zuvor von Deutschen beherrscht worden war. Das, so argumentierte ich in meinem Referat, könnte mit japanischen Laufschuhen ebenfalls gelingen. Die Idee fand ich zunächst interessant, sie inspirierte mich zunehmend und

schließlich war ich von ihr besessen. Das schien doch so einleuchtend, so simpel und von enormem Potenzial.

Ich arbeitete wochenlang an dem Referat, zog quasi in die Bibliothek ein und verschlang alles, was ich über Import und Export sowie über Geschäftsgründungen finden konnte. Schließlich hielt ich, wie dies erforderlich war, mein Referat vor meinen Kommilitonen, die mit ungespielter Langeweile reagierten. Nicht ein Einziger stellte eine Frage. Auf meine Leidenschaft und Hingabe antworteten sie mit schwerfälligem Stöhnen und leeren Blicken.

Der Professor fand meine Verrückte Idee ausgezeichnet und gab mir die Bestnote. Aber damit hörte es schon auf. Zumindest hätte es an diesem Punkt aufhören sollen. Doch ich dachte immer weiter über mein Referat nach. Während meiner restlichen Zeit in Stanford, bei jedem Lauf am frühen Morgen bis genau zu jenem Moment in der Fernsehcke sinnierte ich darüber, nach Japan zu gehen, dort eine Schuhfabrik zu finden und ihnen meine Verrückte Idee zu verkaufen. Ich hoffte, dass sie größeren Enthusiasmus zeigen würden als meine Kameraden, und dass sie mit dem schüchternen, blassen, spindeldürren Jungen aus dem verschlafenen Oregon eine Partnerschaft eingehen würden.

Ich hatte auch mit dem Gedanken gespielt, während meiner Reise nach Japan ein paar exotische Abstecher zu machen. Wie sollte ich auf dieser Welt Spuren hinterlassen, dachte ich, wenn ich mich nicht in sie hineinbegeben und sie *gesehen* hätte? Bevor man ein großes Rennen startet, will man doch die Strecke abgegangen sein. Eine Reise mit dem Rucksack rund um die Welt schien mir genau das Richtige, überlegte ich. Niemand sprach damals über Wunschlister für Lebensträume, aber genau das schwebte mir in etwa vor. Bevor ich sterben würde oder zu alt und zu sehr mit Alltagsdingen beschäftigt sein würde, wollte ich die schönsten und wundersamsten Orte dieses Planeten besuchen.

Und seine heiligsten. Natürlich wollte ich auch anderes Essen probieren, andere Sprachen hören und in andere Kulturen eintauchen, aber wonach ich mich wirklich sehnte, war eine Verbindung von tieferer Bedeutung. Ich wollte meine Erfahrungen machen mit

dem, was die Chinesen Tao nennen, die Griechen Logos, die Hindus Jnana, die Buddhisten Dharma. Was für die Christen der Heilige Geist ist. Bevor ich zu meiner eigenen persönlichen Lebensreise aufbreche, so dachte ich, will ich zunächst die größere Reise der Menschheit verstehen. Lass mich die beeindruckendsten Tempel, Kirchen und Schreine entdecken, die heiligsten Flüsse und Berggipfel. Lass sie mich spüren, die Anwesenheit von ... Gott?

Ja, sagte ich mir, ja. Es gibt wohl kein besseres Wort.

Aber zunächst brauchte ich die Zustimmung meines Vaters.

Mehr noch, ich brauchte sein Geld.

Ich hatte im Jahr zuvor schon einmal eine große Reise erwähnt und mein Vater schien dafür ganz offen zu sein. Aber wahrscheinlich hatte er es vergessen. Und nun trieb ich es sicherlich zu weit, als ich zu meinem ursprünglichen Vorhaben nun noch die Verrückte Idee hinzufügte, diesen unverschämten Abstecher nach – Japan? Um eine Firma zu gründen? Lass uns doch gleich das Geld zum Fenster hinauswerfen.

Dies ging ihm bestimmt einen Schritt zu weit.

Einen verdammt teuren Schritt. Ich hatte noch Ersparnisse von der Armee und diversen Gelegenheitsjobs aus den vergangenen Sommern. Zudem plante ich, mein Auto zu verkaufen, einen kirschroten 1960er MG Twin Cam mit Rennreifen (dasselbe Auto, das Elvis in *Blaues Hawaii* fährt). Alles zusammengerechnet kam ich auf 1500 Dollar, ein Tausender zu wenig, wie ich nun meinem Vater beichtete. Er nickte, brummte und schaute kurz vom Fernseher zu mir auf und wieder zurück, während ich alles vor ihm ausbreitete.

»Erinnerst du dich an unsere Unterhaltung, Dad? Als ich dir erzählt habe, dass ich um die Welt reisen will? Der Himalaja? Die Pyramiden? Das Tote Meer, Dad? Das Tote Meer? Nun, ich habe mir überlegt, auch einen Abstecher nach Japan zu machen, Dad. Erinnerst du dich an meine Verrückte Idee? Japanische Laufschuhe? Das könnte richtig groß werden, Dad. Richtig groß.«

Ich trug nun richtig dick auf und versuchte, geschickt und überzeugend zu argumentieren, obwohl ich das Verkaufen immer gehasst hatte und dieser Verkauf nicht die geringste Chance hatte.

Mein Vater hatte erst kürzlich Hunderte von Dollar für die Universität von Oregon hingeblättert und dazu noch Tausende für Stanford. Er war der Verleger des *Oregon Journal*, ein solider Beruf, der ihm alle Grundbedürfnisse finanzierte, inklusive unseres geräumigen weißen Hauses in der Claybourne Street in Portlands ruhigstem Vorort, Eastmoreland. Aber der Mann bestand nicht nur aus Geld.

Außerdem schrieben wir das Jahr 1962. Die Erde erschien uns damals noch größer, auch wenn Menschen begonnen hatten, den Orbit der Erde in Raumkapseln zu umkreisen. 90 Prozent der Amerikaner hatten noch nie ein Flugzeug bestiegen. Die meisten Männer und Frauen waren nie viel weiter als hundert Meilen von zu Hause weg gekommen, sodass die bloße Erwähnung einer Weltreise mit dem Flugzeug wohl jeden Vater nervös machen würde, besonders meinen, dessen Vorgänger bei der Zeitung bei einem Flugzeugabsturz umgekommen war.

Abgesehen von Geld und Sicherheitsbedenken war die ganze Sache auch unrealistisch. Mir war bewusst, dass 26 von 27 neu gegründeten Firmen scheiterten, und meinem Vater war das auch klar, und die Vorstellung, ein so kolossales Risiko einzugehen, widersprach all seinen Überzeugungen. In vielerlei Hinsicht war er ein konservativer Anglikaner, ein gläubiger Christ. Aber er verehrte heimlich noch eine andere Gottheit – Seriosität. Ein Haus im Kolonialstil, eine schöne Frau, gehorsame Kinder, all das genoss mein Vater sehr. Aber was er noch mehr genoss, war, dass seine Freunde und Nachbarn *wussten*, dass er all das besaß. Er liebte es, bewundert zu werden. Es verging kaum ein Tag, an dem er sich nicht von seiner besten Seite zeigte. Daher würde er wohl wenig Sinn darin sehen, nur aus Spaß um die Welt zu reisen. So etwas machte man einfach nicht. Sicherlich nicht als seriöser Sohn eines seriösen Vaters. Das konnten die Kinder von anderen Leuten machen. Beatniks und Hipster machten so etwas.

Der eigentliche Grund für seine Fixierung auf Seriosität war vielleicht seine Angst vor dem eigenen inneren Chaos. Ich fühlte dies instinktiv, denn ab und zu brach dieses Chaos aus. Ohne Vorwarnung klingelte dann nachts das Telefon in der Vorhalle, und

wenn ich dran ging, war dort immer dieselbe raue Stimme in der Leitung: »Hol ma' deinen alten Herrn ab.«

Ich zog meine Regenjacke an – es schien in diesen Nächten immer zu nieseln – und fuhr in die Stadt zum Club meines Vaters. So deutlich wie ich mich an mein Zimmer erinnere, erinnere ich mich auch an den Club. Ein Jahrhundert alt, mit bis zu den Decken reichenden Bücherschränken aus Eiche und mit Ohrensesseln, sah er aus wie das Herrenzimmer eines englischen Landhauses. Mit anderen Worten: äußerst seriös.

Ich fand meinen Vater immer am selben Tisch, im selben Stuhl. Ich half ihm stets sanft auf die Füße. »Geht es dir gut, Dad?« »Natürlich geht es mir gut.« Ich führte ihn nach draußen zum Auto, und auf dem Weg nach Hause taten wir immer so, als wäre nichts. Er saß ganz gerade, fast majestätisch, und wir redeten über Sport, denn über Sport zu reden, lenkte mich ab und beruhigte mich, wenn ich gestresst war.

Mein Vater liebte Sport ebenfalls, Sport war für ihn etwas Seriöses.

Aus diesem und einem Dutzend anderer Gründe erwartete ich, dass mein Vater in seiner Fernsehcke meinem Ansinnen mit hochgezogenen Brauen und einer schnellen Abfuhr begegnen würde. »Ha, Verrückte Idee. Du sagst es, Buck.« (Mein eigentlicher Name war Philip, aber mein Vater nannte mich Buck. Er nannte mich sogar schon vor meiner Geburt Buck. Meine Mutter hat mir erzählt, wie er oftmals ihren Bauch getätschelt und gefragt habe, wie es denn dem kleinen Buck gehe.) Als ich jedoch nichts mehr sagte und nicht weiter insistierte, richtete mein Vater sich aus seinem Sessel auf und warf mir einen verschmitzten Blick zu. Er sagte, er habe es stets bereit, dass er in jungen Jahren nicht mehr gereist sei. Er sagte, so eine Reise wäre vielleicht der perfekte letzte Schliff für meine Ausbildung. Er sagte viele solcher Dinge, wobei sie sich alle mehr auf die Reise als auf die Verrückte Idee bezogen, aber ich wollte ihm nicht ins Wort fallen. Es gab keinen Grund, mich zu beschweren, denn unterm Strich gab er mir seinen Segen. Und sein Geld.

»Okay«, sagte er. »Okay, Buck. Okay.«

Ich dankte meinem Vater und verschwand, bevor er es sich anders überlegen konnte. Erst später wurde mir mit einem leichten Schuldgefühl bewusst, dass die fehlenden Reiseerfahrungen meines Vaters ein unbewusster Grund, vielleicht sogar der eigentliche Grund waren, warum ich weg wollte. Diese Reise, diese verrückte Idee würde es mir ermöglichen, anders zu werden als er. Etwas unseriöser.

Oder vielleicht nicht weniger seriös, weniger von Seriosität besessen.

Der Rest meiner Familie unterstützte mich weniger. Als meine Großmutter von meinen Reiseplänen erfuhr, war sie vor allem von einer Sache entsetzt. »Japan!«, rief sie. »Warum nur, Buck, vor ein paar Jahren wollten die Japsen uns noch umbringen. *Erinnerst* du dich denn gar nicht mehr? Pearl Harbor! Die Japsen wollten die Welt erobern! Einige wissen noch immer nicht, dass sie verloren haben! Sie warten nur auf eine Gelegenheit! Sie werden dich noch ins Gefängnis werfen, Buck. Sie werden dir die Augäpfel rausreißen. Dafür sind sie bekannt – deine *Augäpfel*.«

Ich liebte die Mutter meiner Mutter, die wir alle Mom Hatfield nannten. Und ich verstand ihre Angst. Japan war denkbar weit weg von Roseburg, Oregon, dem Dorf, in dem sie geboren worden war und ihr ganzes Leben verbracht hatte. Ich hatte dort etliche Sommer mit ihr und Pop Hatfield verlebt. Fast jeden Abend saßen wir auf der Veranda, hörten zu, wie die Ochsenfrösche mit dem Radio um die Wette quakten, das in den frühen 1940er-Jahren stets Kriegsnachrichten brachte.

Und die waren meistens schlecht.

Die Japaner, so wurde immer wieder erzählt, hatten seit 2600 Jahren keinen Krieg mehr verloren, und es sah nicht danach aus, als würden sie diesen verlieren. Schlacht um Schlacht erlitten wir eine Niederlage nach der anderen. Schließlich, es war 1942, begann Gabriel Heatter vom Mutual Broadcasting System seine abendliche Radioreportage mit einer schrillen Ansage. »Good evening, everyone – there's *good news* tonight!« Die Amerikaner hatten endlich eine entscheidende Schlacht gewonnen. Kritiker spießten ihn für diese beispiellose Stimmungsmache auf, weil er jegliche journalistische

Objektivität hatte missen lassen. Aber der Hass auf Japan war so weit verbreitet, dass er in der Öffentlichkeit wie ein Volksheld gefeiert wurde. Danach begann er alle seine Sendungen mit denselben Worten: »*Good news tonight!*«

In einer meiner frühesten Erinnerungen sitze ich mit Mom und Pop Hatfield auf der Veranda, Pop schält mit seinem Taschenmesser einen Gravenstein-Apfel, reicht mir ein Stück, nimmt dann selbst eins, dann gibt er mir wieder ein Stück und so weiter, bis sich plötzlich das Tempo des Apfelschneidens dramatisch verlangsamt: Heatter kommt. *Pst! Seid mal alle still!* Ich sehe uns noch alle Apfel kauend und in den Nachthimmel starrend, so sehr von Japan besessen, als könnten jeden Moment japanische Zeros über das Sternbild von Sirius donnern. Kein Wunder, dass ich wenig später bei meinem ersten Flug fragte: »Dad, werden uns die Japaner abschießen?«

Auch wenn Mom Hatfield dafür sorgte, dass sich mir die Nackenhaare hochstellten, sagte ich ihr, sie solle sich keine Sorgen machen, alles werde gut. Ich würde ihr sogar einen Kimono mitbringen.

Meine Zwillingsschwestern Jeanne und Joanne, die vier Jahre jünger waren, schien das nicht zu kümmern, wohin ich reiste und was ich tat.

Soweit ich mich erinnere, sagte meine Mutter gar nichts. Sie sagte selten etwas. Aber absolutes Schweigen bedeutete meistens Einverständnis – oder sogar Stolz.

Ich verbrachte Wochen damit, zu lesen, zu planen und meine Reise vorzubereiten. Ich ging immer wieder ausgiebig joggen und grübelte dabei über jedes Detail, während ich den über mir fliegenden Wildgänsen hinterherjagte. Ich hatte irgendwo gelesen, dass die in den V-Formationen hinten fliegenden Gänse den Windschatten nutzen und nur 80 Prozent der Energie brauchen, die Leitvögel benötigen. Jeder Läufer versteht das. Wer vorneweg läuft, muss am härtesten arbeiten und riskiert am meisten.

Lange vor dem Gespräch mit meinem Vater hatte ich bereits beschlossen, dass es gut sein würde, auf meiner Reise einen Begleiter

zu haben, und dieser Begleiter sollte Carter sein, mein Kommilitone von der Stanford. Carter war zwar ein Basketballstar am William Jewell College gewesen, war aber keine typische Sportskanone. Er trug eine starke Brille und las viel. Gute Bücher. Es war leicht, sich mit ihm zu unterhalten, und nicht minder leicht, es zu lassen – beides gleich wichtige Eigenschaften für einen Freund. Geradezu essenziell für einen Reisebegleiter.

Aber Carter lachte mir ins Gesicht. Als ich vor ihm die Liste aller der Orte ausbreitete, die ich sehen wollte – Hawaii, Tokio, Hongkong, Rangun, Kalkutta, Bombay, Saigon, Kathmandu, Kairo, Istanbul, Athen, Jordanien, Jerusalem, Nairobi, Rom, Paris, Wien, West- und Ost-Berlin, München, London –, legte er den Kopf in den Nacken und lachte lauthals. Betreten schaute ich auf den Boden und wollte mich entschuldigen. Da sagte Carter, der noch immer lachte: »Was für eine famose Idee, Buck!«

Ich blickte auf. Er lachte nicht über mich. Er lachte vor Freude und Entzücken. Er war richtig beeindruckt. Für eine solche Reiseroute braucht man richtig Mumm, sagte er. Er sei auf jeden Fall dabei.

Ein paar Tage später bekam er das Okay seiner Eltern und ein Darlehen von seinem Vater. Carter fackelte nie lange. Bot sich ihm eine Gelegenheit, packte er zu – so war er nun mal. Ich sagte mir, dass ich von so einem Burschen noch viel lernen könnte, während wir die Welt umrundeten.

Wir packten jeder einen Koffer und einen Rucksack. Nur das Nötigste, hatten wir uns gegenseitig versprochen. Ein paar Jeans, ein paar T-Shirts, Laufschuhe, wetterfeste Boots, Sonnenbrillen und ein Paar »suntans« – so nannte man in den 1960ern Khakihosen.

Ich packte auch einen guten Anzug ein. Einen grünen Two-Button von Brooks Brothers. Nur für den Fall, dass meine Verrückte Idee Früchte tragen sollte.

7. September 1962. Carter und ich stiegen in seinen alten zerbeulten Chevy und fuhren in Höchstgeschwindigkeit die I-5 runter, durch das Willamette-Tal, durch die bewaldeten Niederungen von Oregon,

was sich anfühlte, als arbeite man sich durch das Wurzelwerk eines Baums. Wir düsten bis zur nach Pinien duftenden Spitze von Kalifornien, über riesige grüne Bergpässe und dann immer weiter runter, bis wir weit nach Mitternacht im nebelverhangenen San Francisco eintrudelten. Wir blieben ein paar Tage bei diversen Freunden, schliefen bei ihnen auf dem Boden und machten uns dann nach Stanford auf, um dort noch einige eingelagerte Sachen von Carter abzuholen. Am Ende hielten wir noch kurz an einem Spirituosenladen und kauften zwei Billigtickets von Standard Airlines nach Honolulu. One-Way für 80 Dollar.

Wir hatten beide das Gefühl, dass wir nur Minuten später die sandige Rollbahn des Flughafens von O'ahu betraten. Wir drehten uns langsam um, blickten in den Himmel und dachten: Das ist definitiv ein anderer Himmel als daheim.

Eine Reihe wunderschöner Mädchen kam auf uns zu. Sie waren ebenfalls nicht mit den Mädchen daheim zu vergleichen. Mit ihren sanften Augen und der olivfarbenen Haut tänzelten sie barfuß mit ihren beweglichen Hüften und ihren Grasröckchen vor unseren Gesichtern herum. Carter und ich schauten uns gegenseitig an und mussten grinsen.

Wir nahmen ein Taxi nach Waikiki Beach und checkten in einem Motel direkt gegenüber der Straße am Meer ein. In einer einzigen Bewegung ließen wir unsere Taschen fallen und zogen unsere Badehosen an. Nichts wie ins Wasser!

Als meine Füße den Sand berührten, jauchzte ich laut auf und pfefferte meine Sneakers weg. Dann sprintete ich direkt in die Wellen. Ich machte erst Halt, als ich bis zum Hals in der Brandung stand. Dann tauchte ich auf den Grund, kam lachend und prustend wieder hoch und drehte mich auf den Rücken. Am Ende taumelte ich zum Strand zurück und ließ mich in den Sand plumpsen. Dabei lächelte ich die Vögel und die Wolken an – ich muss ausgesehen haben, als wäre ich gerade einer Irrenanstalt entflohen. Carter, der nun neben mir saß, zeigte den gleichen leicht debilen Gesichtsausdruck.

»Wir sollten hier bleiben«, sagte ich. »Wir haben doch keine Eile.«

»Und was ist mit dem Plan, die Welt zu bereisen?«, fragte Carter.

»Pläne ändern sich.«

Carter grinste. »Famose Idee, Buck.«

Also besorgten wir uns einen Job und verkauften Lexika von Haus zu Haus. Nichts Weltbewegendes, aber zum Teufel damit. Wir begannen mit der Arbeit nie vor sieben Uhr abends, was uns reichlich Zeit zum Surfen gab. Plötzlich war nichts wichtiger, als surfen zu lernen. Nach nur ein paar Versuchen konnte ich schon aufrecht auf dem Brett stehen und nach ein paar Wochen war ich gut. Richtig gut.

Jetzt, da wir erwerbstätig waren, gaben wir das Motel auf und mieteten ein Apartment, ein möbliertes Studio mit zwei Betten, einem echten und einem falschen – eine Art aus der Wand zu klappendes Bügelbrett. Carter, der größer und schwerer war, bekam das richtige Bett und ich das Bügelbrett. Mich störte das aber nicht. Tagsüber surfen wir und verkauften Lexika, die Nächte verbrachten wir in nahegelegenen Bars – ich hätte auch an einer Luau-Feuerstelle schlafen können. Die Miete betrug 100 Dollar, die wir redlich teilten.

Das Leben war großartig. Das Leben war himmlisch. Mit einer kleinen Ausnahme: Ich konnte keine Lexika verkaufen.

Selbst um mein Leben zu retten, hätte ich keine Lexika verkaufen können. Je älter ich wurde, desto schüchterner war ich, so schien es mir, und mein enormes Unbehagen übertrug sich nicht selten auf Fremde. Daher war es schon grundsätzlich eine Herausforderung, irgendetwas zu verkaufen, aber *Lexika*, die auf Hawaii so beliebt waren wie Moskitos oder Amerikaner vom Festland, waren die reinste Qual. Ganz gleich, wie geschickt oder nachdrücklich ich die Slogans an den Mann brachte, die man uns bei der kurzen Einweisung eingetrichtert hatte (»Jungs, erzählt den Leuten, dass ihr keine Lexika verkauft, sondern unermessliche Kompendien des menschlichen Wissens ... die Antworten auf die Fragen des Lebens!«), ich bekam immer dieselbe Antwort.

Zisch ab, Junge.

Nicht nur fiel es mir wegen meiner Schüchternheit schwer, Lexika zu verkaufen, aus meinem tiefsten Inneren verachtete ich es geradezu. Ich konnte mit strikter Ablehnung nicht umgehen. Das wusste ich schon von meinem ersten Jahr an der Highschool, als ich aus dem Baseballteam ausgeschlossen worden war. Ein kleiner Rückschlag, wenn man es im Ganzen betrachtet, aber es traf mich schwer. Zum ersten Mal wurde mir bewusst, dass nicht jeder auf dieser Welt einen mag oder akzeptiert, dass wir häufig genau in dem Moment abgelehnt werden, wenn wir dazugehören wollen.

Ich werde diesen Tag niemals vergessen. Wie ich meinen Schläger den ganzen Heimweg hinter mir her schleifte und mich dann in meinem Zimmer einigelte. Dort blies ich Trübsal und war zwei Wochen lang stinksauer, bis meine Mutter sich an meine Bettkante setzte und sagte: »Schluss jetzt.«

Sie drängte mich, es mit etwas anderem zu versuchen. »Was denn?«, seufzte ich in mein Kissen.

»Wie wär's mit Leichtathletik?«, sagte sie.

»Leichtathletik?«

»Du kannst doch schnell rennen, Buck.«

»Meinst du?«, fragte ich und setzte mich auf.

Also versuchte ich es mit Leichtathletik und fand heraus, dass ich ein wirklich guter Läufer war. Und niemand konnte mir das streitig machen.

Jedenfalls gab ich das Verkaufen von Lexika mit all der damit verbundenen und mir vertrauten Ablehnung auf und ging die Stellenanzeigen durch. Schneller als gedacht, wurde ich fündig und sah eine kleine, schwarz umrandete Anzeige. *Gesucht: Wertpapierverkäufer*. Ich rechnete mir aus, dass ich mit dem Verkauf von Wertpapieren sicherlich mehr Glück haben würde. Schließlich hatte ich einen MBA. Und kurz bevor ich von zu Hause wegging, hatte ich noch ein sehr erfolgversprechendes Vorstellungsgespräch bei Dean Witter gehabt.

Ich stellte einige Nachforschungen an und fand heraus, dass dieser Job zwei Vorteile bot. Erstens handelte es sich um Investors Overseas Services, eine Firma, die von Bernard »Bernie« Cornfeld

geleitet wurde, einem der bekanntesten Geschäftsmänner der 1960er. Zweitens befand sich das Büro in der obersten Etage eines wunderschön an der Strandpromenade gelegenen Hochhauses. Sechs Meter breite Fenster mit Blick auf das türkisfarbene Meer. Beide Prämissen sprachen mich an und ließen mich beim Vorstellungsgespräch mein Bestes geben. Nachdem es mir monatelang nicht gelungen war, irgendjemanden zum Kauf eines Lexikons zu überreden, überzeugte ich zumindest das Cornfeld Team, es mit mir zu versuchen.

* * *

Cornfelds außergewöhnlicher Erfolg und der atemberaubende Blick aufs Meer ließen an den meisten Tagen den Umstand vergessen, dass das Büro eigentlich der reinste Hexenkessel war. Cornfeld war berüchtigt dafür, seine Angestellten zu fragen, ob sie *wirklich* richtig reich werden wollten. Jeden Tag bewiesen ein Dutzend wolfshungriger junger Männer, dass sie dies *wirklich* wollten. Mit Freude und Hingabe stürzten sie sich bei der Telefonakquise auf die Apparate und kämpften verbissen darum, einen persönlichen Termin zu vereinbaren.

Ich war nicht gerade ein gewandter Redner. Eigentlich gar kein Redner. Aber ich hatte ein paar Telefonnummern und kannte das Produkt, die Dreyfus Fonds. Außerdem sagte ich stets die Wahrheit. Die Leute wussten das zu schätzen. Schnell gelang es mir, ein paar Termine zu vereinbaren und ein paar Verkäufe abzuschließen. Innerhalb einer Woche hatte ich an Kommissionen so viel verdient, dass ich meinen Teil der Miete für ein halbes Jahr im Voraus zahlen konnte und noch genügend Geld für Surfbrettwachs übrig hatte.

Das Gros meines mir frei zur Verfügung stehenden Einkommens floss in die Strandbars. Touristen neigten eher dazu, in den luxuriösen Hotelkomplexen mit zauberhaft klingenden Namen wie Moana oder Halekulani abzuhängen, aber Carter und ich bevorzugten kleine Clubs. Wir trafen uns dort mit den anderen Sonnenanbetern und